

Matthias Politycki: Vom Verschwinden der Dinge in der Zukunft
Bestimmte Artikel. Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg 2007.

Ohne falsche Rücksichten

(*bu*) In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts gehörte es zum guten Ton, nein, es gehörte zu den schieren Pflichten eines ernsthaften Schriftstellers, alle paar Jahre seine gesammelten Zeitungsbeiträge zwischen zwei Buchdeckeln erscheinen zu lassen. Heute sind diese Bände ein gutes Stück Zeit- bzw. Oppositionsgeschichte geworden: Jene Feuilletonbeiträge waren fast ausschließlich politischer Couleur, aus dem linken Lager, versteht sich, besserwisserisch die einen, weltverbessernd die andern, in ganze Sätze gefasste Parolen, darunter fanden sich wohldurchdachte Traktate wie schreiende Manifeste. Inzwischen, angekommen in neoliberalen Gefilden der Postpostmoderne, sind solch politische Stimmen aus der Zunft der Schriftsteller rar geworden. Das hat in etwa so viele Gründe, wie man sich denken kann: Das Links-Rechts-Schema hat an Attraktivität eingebüsst; das Interesse an politisch engagierten Schriftstellern ist geringer geworden und die Zahl ebenjener Schreibenden hat abgenommen. Und vielleicht liegt es ja auch daran, dass eine differenzierte Auseinandersetzung mit (gesellschafts-)politischen Themen nur einer verschwindenden Minderheit noch die Lesezeit wert ist. Vom Trend unbeeindruckt hat nun der Hoffmann und Campe Verlag eine Sammlung „bestimmter Artikel“ von Matthias Politycki herausgebracht, nicht als unscheinbarer Pappband, nein: farbig, gebunden, großformatig, sodass man sogleich zweifelt, ob denn darin auch tatsächlich... Tatsächlich! Darin findet sich eine stattliche Zahl an Essays und Aufsätzen der letzten Jahre, dazu eine Reihe neuer Texte (Reflexe auf jene Artikel) und noch mehr Fußnoten. Politycki hat seine „Artikel“ nicht chronologisch, sondern thematisch angeordnet: von „Dick & durstig“ über „Betreutes Wohnen“ bis hin zur „Fata Americana“ reichen die Überschriften, hinter denen sich sowohl Allzumenschliches wie Tiefgründiges verbirgt, angefangen mit der Forderung „Alt werden, ohne jung zu bleiben“.

Dieser Band ist in vielerlei Hinsicht ein Anachronismus: Politycki spricht einem „Linkskonservatismus“ das Wort und zeichnet einen Prozess nach, der vom ästhetischen Engagement nach und nach auf „moralische Lösungen“ hinausläuft. Dabei hat der 52-jährige Schriftsteller – obwohl bekennender Nietzscheaner – zunächst nur die Kardinaltugenden im Blick, also mit Klugheit, Besonnenheit, Gerechtigkeit und Tapferkeit „die Herausforderung anzunehmen und ein gesellschaftlich getragenes Selbstverständnis zu entwickeln, das aus Verbrauchern wieder Menschen macht.“ In andern Worten: „auf eine antifundamentalistische Weise (...) fundamental werden.“ Und was die Rolle des intellektuellen Schriftstellers im Besonderen betrifft, zeichnet Politycki das Bild eines Autors, der sich „vor allem durch seinen Standpunkt definiert“, denn „das Recht auf ein radikal individualistisches Leben bedingt auch die Pflicht zur Anteilnahme am Allgemeinen“.

Matthias Politycki ist nie ein Bewohner des Elfenbeinturms gewesen, vielmehr hat er schon immer ein Auge sowohl auf die Gegenwartsliteratur wie auch die Gesellschaft gehabt; ein Reisender nicht nur in eigener Sache, der vor einem Kunstwerk – wenn es denn eines ist – auch einmal schweigt. Davon zeugen seine Romane (zuletzt: „Herr der Hörner“, 2005), seine Gedichte und eben die Essays und Aufsätze. Schon im Band „Die Farbe der Vokale“ (1998) befürchtete Politycki „bei anhaltender Beschäftigung mit dem Mittelmaß das Allerschlimmste“, und er folgerte daraus: „wir müssen elitär sein“. – Auf die Literatur bezogen rief der Schriftsteller seine Kollegen (der 78er-Generation) zu einer europäischen Ästhetik auf, und das Projekt konkretisierte sich in der Forderung nach einem „Relevanten Realismus“. Allzu viel ist in der Zwischenzeit allerdings nicht geschehen, und so fällt auch das Fazit im neuen Band ernüchternd aus: „Nach wie vor fehlt unserer Gegenwartsliteratur die theoretische Unterfütterung.“ – Auf die Gesellschaft bezogen schlägt Politycki vor, weniger Demokratie zu wagen, nicht zuletzt weil er hinter der Staatsform, wie sie heute praktiziert wird, „eine andere Form des Totalitarismus“ vermutet.

So oder anders: Politycki weiß, dass viele Windmühlen, gegen die man heute ankämpfen wollte, entweder sehr groß oder dann unsichtbar geworden sind. Doch er weiß auch, dass wir uns Sisyphos – spätestens seit Camus – als einen glücklichen Menschen vorstellen müssen. In den „bestimmten Artikeln“ steckt Zündstoff, und dem wachen Leser wird mit dem „Verschwinden der Dinge in der Zukunft“ ein Band in die Hand gelegt, der so schnell nicht ausgelesen ist.